

Caspar von Zumbuschs Denkmal des Erzherzogs Albrecht, das am Sonntag enthüllt worden ist, ist ein Werk von Verstand und Geschmack, akademischer und trockener vielleicht, als wir uns einen Krieger zu denken gewohnt sind, und eher einen Beamten des Militarismus als einen Helden darstellend, aber glaubhaft. Es scheint, daß sich der Künstler vor allem um den Ausdruck des Schlichten, fast pedantisch Rechtmäßigen und beinahe bürgerlich Soliden bemüht hat, das in den Erinnerungen an den Erzherzog lebt. Dieses hat er mit Behagen, ja wie mit einer leisen Sehnsucht in der bedächtig befehlenden Gestalt ausgesprochen. Ein Moderner hätte sie malerischer empfinden, decorativer anpassen können oder hätte vielleicht versucht, monumentaler zu wirken. Aber so wie sie ist, hat sie etwas Altösterreichisches, fast Rührendes, als wäre sie schon lange, lange seit vielen Jahren da und müßte halt so sein, weil ihre Zeit so war, ihre schon vergangene Zeit.

S. B.

Bücher.

Dr. Eugen Csuday: Die Geschichte der Ungarn. Zweite vermehrte Auflage. Uebersetzt von Dr. M. Darvai. Berlin, Adam Bodenburg. Zwei Bände.

Das zweifellos vorhandene Bedürfnis nach einer dem heutigen Stande der historischen Wissenschaft entsprechenden und auch für Nichtmagyaren genießbaren ungarischen Geschichte wird von dem Werke Csudays nicht erfüllt, obwohl der Verfasser nicht bloß Chorherr des Prämonstratenserklosters von Csorna, sondern auch Universitätsdocent ist. In der Vorrede zur ersten Auflage des magyarischen Originals (1891) erklärt er, „sich bei der Abfassung von Vaterlandsliebe und vom Bestreben, die Kenntnis der Geschichte des Vaterlandes immer allgemeiner zu verbreiten, haben leiten zu lassen“. Und der magyarische Leser wird sich auch auf das ausgiebigste patriotisch angeregt fühlen. Die günstige Aufnahme, die das Werk von Seite des ungarischen Publicums erfahren, ist nun zwar ein schlagender Beweis für die historische und literarische Genügsamkeit desselben, aber ob das Interesse, welches die Millenniumsfeier erweckte, ein genügender Grund war, an den Autor die ehrenvolle Aufforderung zu richten, sein Buch auch in deutscher Sprache zu veröffentlichen, sind wir geneigt zu bezweifeln. Jedenfalls trifft den Verleger der Vorwurf, dem deutschen Lesepublicum ein Werk darzubieten, welches selbst bescheidenen Ansprüchen an eine literarische Ausdrucksweise nicht genügt, oder, um es gerade herauszusagen, in einem äußerst mangelhaften Deutsch geschrieben ist. Um die Arbeit Csudays, der ja die vorhandenen Quellen fleißig, aber nicht sehr kritisch benützt hat, für nichtmagyarische Leser brauchbar zu machen, hätte sie unbedingt einer selbstständigen sachmännischen Bearbeitung bedurft. Zunächst hätten zahlreiche, Heiterkeit erregende Naivitäten ausgemerzt werden müssen, welche in magyarischer Sprache nicht so drastisch wirken. Auch ein und der andere lapsus calami, wie z. B. der Zerfall des unter Karl dem Dicken vereinigten weströmischen Reiches hätte bei dieser Gelegenheit corrigiert werden können. Die zahlreichen geschichtlichen Fabeln und Hypothesen, die seit dem Anonymus des Königs Béla von einer Chronik in die andere und von einem Geschichtswerk in das andere übergegangen sind, hat Csuday auch wieder breit getreten. Ein deutsches Lesepublicum ist so kindliche Vermengung von geschichtlichen Thatsachen und episodischen Anekdoten nicht gewöhnt. Mehr als andere Geschichtsbücher bietet das Werk dadurch, daß es sich auch mit der ersten Geschichte Ungarns, mit dem 1848/49 Bürgerkrieg, mit der Einführung der dualistischen Staatsform und mit den Ereignissen bis zur Demission Koloman Tiszas beschäftigt, etwa in der Art eines Zeitungsrückblickes. Die Würdigung der staatsmännlichen Qualitäten einiger hervorragender Gestalten dieser letzten Jahrzehnte ist dabei vielfach von unfreiwilliger Komik. Nicht minder wird die überschwängliche Verherrlichung der nationalen Tugenden des Magyarenthums an vielen Stellen geeignet sein, Lesern anderer Nationalität ein Lächeln abzulocken. In Summa: Ein recht mittelmäßiges Opus, bei dem bestenfalls die patriotische Absicht, der gute Wille und die Ehrlichkeit des Verfassers gelobt werden kann.

Professor Julius Platter: Erwerb und Consum oder Wo steckt der Profit? Oekonomische Abenteuer des Privatiers Ignorantius Frankensänger. Zürich, Verlag des schweizerischen Genossenschaftsbundes 1899. 31 Seiten.

Diese Broschüre kann in ihrer Art als Muster einer aufklärenden populären Streitschrift gelten. In Form einer launigen Erzählung, in welche eine Reihe nationalökonomischer Wahrheiten in volksverständlicher Fassung verwoben sind, verfiert der gelehrte Autor eine neuerdings in der Schweiz sehr actuell gewordene These: daß nämlich die Consumvereine keinen Profit, sondern nur Ersparnisse machen, und somit auch nicht der Erwerbsteuer unterliegen. Wie bekannt, sind die socialpolitischen Anschauungen Professor Platters ziemlich gemäßigter Natur. Es liegt ihm durchaus fern, die Schaffung spezifischer Arbeiterconsumvereine zur Stärkung des proletarischen Classenkampfes zu propagieren, etwa nach dem Vorbilde der Brüsseler „Maison du Peuple“ oder der Hamburger „Production“. Vielmehr versteht und schildert er die Consumvereine lediglich als gemeinnützige Einkaufsgesellschaften, und hat als Mitglieder zunächst Bauern und Kleinbürger im Auge. Dies hindert ihn aber keineswegs, seine These (die auch in Oesterreich leicht genug praktische Bedeutung gewinnen könnte) in sehr einleuchtender Art zu beweisen, wobei er zugleich den ganzen Mechanismus der Einkaufsgenossenschaft in ungemein klarer Weise darlegt. Freunde des Genossenschaftswesens werden gut thun, diese verdienstliche kleine Schrift möglichst eifrig zu verbreiten.

Dr. Ladislaus Gumpłowicz.

Franz Leppmann: Mensch und Dichter. Bei Joh. Sassenbach, Berlin, Paris.

Der Grundgedanke des Essays ist: es gibt auch eine Aesthetik des literarischen Porträts. Das ist zwar nicht eben so neu als wahr, aber

Leppmann hat vollständig recht, es nochmals zu betonen; er ist nämlich auch zu der Erkenntnis gelangt, daß man gerade die wichtigsten Sachen, die einem selbst schon fast wie Gemeinplätze erscheinen, immer wieder sagen muß, weil sie immer wieder vergessen, oder von der professionellen Journalistik geflüchtig unter den Tisch geworfen werden. Auch eine Kritik soll ein Kunstwerk sein. Das heißt nicht, daß man über ein Gedicht wieder ein Gedicht schreiben soll, sondern nur, daß auch eine Kritik ihre notwendige Abgeschlossenheit, ihr individuelles Gepräge, ihre innere Form haben soll. Es ist jedenfalls erfreulich, wenn auch einmal ein literarisch unbefcholtenes, „nicht vorbestrafter“ Mann solche Dinge ausspricht, die mir von großer Wichtigkeit zu sein scheinen. Obzwar Leppmann sein Ideal in seinem eigenen Essay trotz so mancher sehr feiner Beobachtung nicht erreicht hat, indem er das Künstlerische mehr in den Accessorien der Ausdrucksweise, als in dem Wesentlichen der Gedankenführung gesucht hat. — Am schönsten und umfassendsten hat denselben Gedanken wohl Oscar Wilde in einem seiner famosen Dialoge, die an die graziose Höhe Platons erinnern, ausgestaltet.

S. v. Lebekow.

Revue der Revuen.

Das erste Heft einer neuen österreichischen Revue liegt vor, des „Ryffhäuser“, herausgegeben von Hugo Greinz in Linz. Sie will „einen Kampfsplatz für deutsche Politik, Kultur und Kunst gründen. . . einen Sammelpfad aller nationalen Dichter und Schriftsteller, die, abseits stehend von den gewöhnlichen literarischen Großstadtringen und Cliquen, ihrem Volke Größeres und Bedeutenderes zu sagen haben, als wie die von einer Stammesfremden Presse zu eiteln Berühmtheiten emporgeschraubten Geschäftsliteraten“. Die Begründer scheinen dabei von ähnlichen Gedanken auszugehen, wie sie in dem Aufsatz von Rosegger, „Die Entdeckung der Provinz“ und in den Artikeln Jennys und Greinz ausgesprochen worden sind; sie wünschen die Schaffung einer „Provinzliteratur“. „Von der Provinzliteratur verlangen wir also ganz bestimmte Darstellungen, sie soll uns Charaktere zeichnen, die in den vielen Einflüssen provinzieller Umgebung entstanden und aufgewachsen sind, sie soll uns die Stimmung geben, die an ein bestimmtes Land, an eine bestimmte Stadt gebunden ist — ihre Werke sollen Provinzluft athmen.“ Unter den Beiträgen des ersten Heftes fällt ein Märchen von Franz Dehleitner „Der Engel der Verfolgung“ durch seinen frohen und kräftigen, glücklich romantisierenden Ton auf, und Dr. Emil Ertl berichtet über „Eine Ausstellung für häusliche Kunstpflege“, vom steiermärkischen Kunstverein veranstaltet, die beweist, wie gute Schüler Dichtwerk bei uns hat: „Mit Unspannung aller Kräfte müssen wir Deutsch-Oesterreicher versuchen, die breiten Massen des Volkes mit künstlerischer Kultur zu durchdringen!“ In der Politik steht der „Ryffhäuser“ auf radical-nationalem Standpunkt. Dr. Carl Beurle bezeichnet es in einem Eröffnungsbrief als die politische Aufgabe der Zeitschrift, daß sie „an dem geistigen Inhalt (der nationalen Parteibildungen) weiterbaue und sie hiedurch vor dem Schicksal bewahre, sich zu überleben“.

„Die Gegenwart“ bringt in einem ihrer letzten Hefte „Bunte Erinnerungen“ von Klaus Groth. Bis in die Dreißigerjahre zurückgreifend, erzählt er zunächst von seiner ersten Begegnung mit Friedrich Hebbel, der gleich ihm seine Laufbahn als Schreiber bei dem Kirchspielvogt seines Heimatortes begonnen hatte und sich nun mit einundzwanzig Jahren auf der Durchreise nach Hamburg befand, wo er das Gymnasium besuchen sollte. Diese Schreiberstellen waren sehr gesucht, weil sie gewissermaßen die erste Stufe der Beamtenlaufbahn bildeten; dabei forderten sie so geringe Vorkenntnisse, daß Fragen der Rechtschreibung und Grammatik oft den Gegenstand der lebhaftesten Dispute zwischen Untergebenen und Vorgesetzten bildeten, die ihre jugendlichen Beamten an Unwissenheit noch übertrafen. Dennoch wurde diese Thätigkeit für Hebbel wie für Klaus Groth der erste Anstoß zur Beschäftigung mit deutschem Schriftthum. Dreißig Jahre überspringend erzählt der Verfasser dann von einem längeren Zusammensein mit den beiden großen Chemikern Liebig und Wöhler, sowie mit Professor Max Müller und endlich von einem Besuch bei Emanuel Geibel. Mit einem gewissen Behagen ergeht er sich in der Erinnerung an die ehrliche Anerkennung, die er bei diesen großen Zeitgenossen gefunden — Geibel nannte seinen „Heiterkrog“ das schönste Idyll der Weltliteratur — und die ihm, der sich zeitweilig als verkanntes Genie fühlte, doppelt wohlthat. Nicht ohne Bitterkeit erwähnt Groth, daß es stets sein Schicksal war, nur gemeinschaftlich mit andern genannt zu werden, als ob er nicht vermocht hätte, auf sich selber zu stehen. Erst wurde er mit Theodor Storm, dann mit Fritz Reuter zusammen gespannt, und selbst als er schon den großen Goethepreis erhalten hatte und sich als Schriftsteller in Berlin niederlassen wollte, sagte man ihm in den Blättern nach, er wolle sich zum Gymnasial-Professor vorbereiten.

„Revue blanche“ bringt in ihren Heften vom 1. April und 1. Mai eine Reihe ungedruckter Briefe Stendhals aus der Zeit von 1834 bis 1840. Stendhal war während der Dreißigerjahre französischer Consul in Triest und Civita-Vecchia, wo er sich innig mit dem Grafen Cini befreundete, an den auch diese Briefe gerichtet sind. — Das Heft vom 15. April veröffentlicht das Tagebuch des österreichischen Militärarztes Dr. Skarvan, der, von Tolstoj'schen Ideen beeinflusst, bekanntlich den Militärdienst verweigerte. Dies Tagebuch wurde in russischer Sprache geschrieben und kürzlich in England veröffentlicht, in Tschertkoff's Sammlung von Schriften gegen den Krieg und über die „Doukhobors“ (Dienstesverweigerer). Dr. Skarvan wurde infolge seiner Weigerung zuerst inhaftiert und sodann unter dem Losungswort „religiöser Wahnsinn“ an ein Irrenhaus abgegeben. Da die Aerzte jedoch keinen Irrsinn bei ihm constatieren konnten, wurde er zurückgesandt, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Als später aufrührerische Briefe, die er im Gefängnis schrieb, entdeckt wurden, verschärfte man dies Urtheil. Die Universität Innsbruck, wo er promoviert hatte, entzog ihm schließlich den Doctortitel; er blieb aber standhaft bei